

Novelliste von Ilka Wonsky.

Die zarte Hand der Fürstin zu ... leitete mit ungewöhnlichem Geschick die Regierungsgeschäfte. Und es war auch bei den zerfahrenen finanziellen Verhältnissen des Fürstentums eine zielbewußte Führung unumgänglich nötig.

Der vortragende Rath verneigte sich tief, sein Thema ist beendet. Er verläßt das Audienzzimmer. „Fräulein von Grabowsky!“ Aus ihrer Nische eilte die Hofdame herbei. Die Fürstin weist auf einige Bücher: „Wir werden auf die Terrasse gehen, liebe Lucie, es ist hier in den Zimmern so schwül, und ich glaube, die Sachen da haben mich angefrängt.“

„Leicht legt das junge Mädchen der Fürstin den dunklen Spikentuch um die Schultern. „Ich glaube, wir Frauen sind doch für die langweiligen, trockenen Geschäfte nicht geschaffen, in denen nur immer der Verstand, nie Herz und Gefühl sprechen dürfen.“

Die dunklen Augen hatten bereits wieder den träumerischen Ausdruck angenommen, der sie so anziehend machte. „Aber jetzt will ich wenigstens frei sein, will die Natur genießen und mich an Deinen lustigen Einfällen zerstreuen, liebe Lucie. Oder hast Du heute keine?“

„Durchlaucht werden mit mir zufrieden sein, denn gerade heute bin ich nicht im Stande, meine Stimmung zu beherrschen!“

„Warum denn, liebe Lucie? — Es wird ja nicht gerade eine Vermählung sein, und so eine — Stimmung ist mir immer angenehm und interessant.“

„Durchlaucht sind stets so gültig gegen mich gewesen, könnte ich doch meine Dankbarkeit dadurch beweisen, daß ich Ihrem Dienst mein ganzes Leben widme!“

„Ich wüßte nicht, was uns trennen sollte. Meine Freundin soll Du bleiben wie bisher, so lange es Dir gefällt, bis an unser selbigen Ende ... Oder sollte es die Wahrheit sein, daß einer der jungen Offiziere, die Dich so eifrig umschwärmen, Dein Herz erobert haben sollte?“

Lucie erröthete vor dem übermüthigen Lächeln der Fürstin. „Wie beneidenswerth Du bist, daß Du Dein Herz kühn wählen lassen den Mann, den Du liebst, der Dich glücklich machen wird.“

Lucie seufzte und das Lächeln erstarrte auf den feinen Zügen ihrer Gönnerin, deren träumender Blick sich in's Weite richtete, hin über die blauen Bergschneeketten, die in der Ferne im Dunst des heißen Spätnachmittags verschwammen.

„Das Herz eines armen Mädchens darf nicht wählen, nicht fragen —“ Die Fürstin sah ihre Begleiterin nachdenklich an. Sie waren an den Rand des Sees gekommen, und die Schwäne näherten sich in geräuschlosem Zuge der vertrauten Gestalt, deren schlanke Umrisse sich in eleganten Linien grau von den dunkelgrünen Uferbüschen abhoben. Diesmal aber streute die zarte Hand ihnen kein Futter, sie mochten ihre erwartungsvollen Kreise noch so eng ans Ufer ziehen.

„Und vielleicht möchte ich doch mit Dir tauschen — ein armes Mädchen sein, eine geheimnißvolle Zukunft träumen, in deren Einbildung eine geliebte Gestalt zu mir sprechen könnte, und in glücklichem Gittern eines Tages den Traum sich zur glückseligen Wirklichkeit bilden sehen —“ Die Uferweiden kispelten leise und im Röhrich rauschte es selbst. In so weicher Stimmung hatte Lucie die Fürstin noch nie gesehen, vielleicht war jetzt der Augenblick gekommen, der über ihre Zukunft entscheiden sollte?

ein wenig üppiger war, als ihre Begleiterin. Allerdings, Kopf und Gesicht hätte wohl Niemand bei ihnen verwechseln können.

Lucie stieß den Kahn vom Ufer und ließ ihn auf der dunklen Fluth treiben. Die Schwäne folgten ihm in majestätischer Ruhe. „Ich bin gewiß recht unbescheiden, Durchlaucht; aber — ich habe — eine sehr große Bitte —“

„Bis zur Hälfte meines Fürstenthums will ich sie Dir gewähren!“ Der wunderbare Abend schien die Fürstin in besonders heitere Laune zu versetzen.

„Also, was betrifft es denn, die Anstellung eines Vektors?“

„Ach, ich wage es kaum auszusprechen — ich wollte um eine Audienz bitten — für —“

„Nun, für wen denn?“ fragt die Fürstin interessiert.

„Für den — Tenoristen, für Herrn van der Breden!“

Da ist es heraus und die blauen Augen stehen in bittender Erwartung um Gewährt.

Die Fürstin beugt sich über den Rand des Kahns und reißt ziemlich ungestüm eine Wasserrose vom Grunde los. Lucie kann nicht bemerken, daß ihr Gesicht einen sonderbaren Ausdruck angenommen hat.

„Van der Breden — ach, ist das der Held, für den meine Damen insgesammt schwärmen? — Und das ist wohl Dein Roman, Kleine?“ klingt es fast spöttisch.

Lucie von Grabowsky wird dunkelroth, doch jetzt heißt es Alles wagen! „Van der Breden möchte Durchlaucht um Abtzigung des gefürchteten Engagements und gnädige Empfehlung für das kaiserliche Hoftheater bitten.“

„Laß ihn durch die Hofmeisterin morgen zur Audienz befehlen.“

Der Kahn wird bald wieder angelegt, die Fürstin kann heute dem Schauspiel auf dem Wasser keinen Geschmack abgewinnen. Auf der Terrasse, wo die Blumen, von der Abendkühle erfrischt, einen betäubenden Duft ausstrahlen, bleibt sie plötzlich stehen und, die Wasserrose zerpflückend, fragt sie, ohne aufzublicken, ganz unvermittelt:

„Die Wahrheit, Lucie! Willst Du Frau von der Breden werden?“

Wieder wird Lucie roth und verlegen: „Ich liebe ihn“, sagt sie leise und senkt den Kopf.

„Und Deine Mutter?“

„Meine Mutter kann nur mein Glück wollen!“

Als der Abend schon dunkel, steht die Fürstin auf dem Balkon ihres Schlafgemaches und sieht gedankenverloren über die Terrasse. Eilt dort nicht eine Gestalt in blauem Abendmantel nach dem Gitterthor? — Aus dem Schatten der hohen Pappeln scheint sich eine zweite zu lösen. Beide gehen, dicht an einander geschmiegt, den Kiesweg zum See.

„Er liebt sie — sie werden glücklich werden“, kommt es wie im Selbstgespräch tonlos von ihren Lippen.

Die Fürstin hat sich entschlossen, zu ihrem Namensfeste die Halbtrauer abzulegen. Noch einmal verlangt es sie, sich als Königin eines rauschenden Festes zu sehen. Noch einmal soll der Glanz, der früher ihr Lebenselement war, wieder aufstrahlen. Sie will die Bewunderung ihrer Schönheit in aller Augen lesen.

Die Aussicht auf Zerstreuung stimmt sie heiter. Jetzt nur keine Geschäfte, keine trockenen Zahlenmenschen, keine Etatsabschlüsse!

Der Helidentor ist in der Audienz äußerst gnädig empfangen worden. Er konnte es an der lebenswürdigen, wohlwollenden Miene der Fürstin sehen, daß seine Hoffnung sich verwirklichen werde, und eine Ausnahme, deren sich Niemand seiner Kollegen rühmen durfte, die Fürstin reichte ihm die schöne Hand zum Kuß. Nur einmal sollte er noch als Lohengrin singen. Die Hofmeisterin hielt das Alles zwar nicht gerade mit den Regeln der Etikette für absolut vereinbar, aber es war doch nichts daran zu ändern.

Der Geburtstag nahte, bereits waren Gäste angelangt. Die Dienerschaft eilte geschäftig hin und her. Die Proben zur Aufführung von „Lohengrin“ fanden im Garten statt. Der Schwänzer sollte auf dem See im Boot, das von der unsichtbaren Kraft eines Motors getrieben wurde, von den zahlreichen Schwämmen umschwärmt, heranführen und wieder nach Ufer zurück mit dem phantastischen Fahrzeug in der verfluchten Wucht verschwinden. Die Uferbüsche und Bäume gaben die Szenenerie, hinter der das Orchester verborgen war.

Den Abend vor dem Fest nahm die Fürstin die Meldung entgegen, daß alle Vorbereitungen aufs Sorgfältigste getroffen und ein Mißlingen ausgeschlossen sei.

Es herrscht ein lebhaftes Treiben. Der alte, steinreiche Fürst J. ist angekommen und theilte mit dem Herzog zu U., der schönen Frau die Huldigungen seiner noch immer nicht erkalteten Gefühle darzubringen. Die Repräsentanten aller Linien des fürstlich R. ... fischen Hauses schwirren in männlichen und weiblichen Vertretern auf der Terrasse.

Die Hofmeisterin geht bei den ungewöhnlichen Aufregungen fast ihrer Aufmerksamkeit entgegen. Doch auch die Fürstin scheint ihren Nerven zu wei-

gemüthet zu haben. Ihre Gesichtsfarbe ist um einen Ton blässer als gewöhnlich, und in den Augen flimmert ein nervöser Glanz.

Vielleicht war das Kompliment des alten Fürsten J. richtig, daß sie noch nie so interessant ausgesehen habe. Sie muß sich zum Bedauern der Gäste heute früher zurückziehen als gewöhnlich.

Auf einer abgelegenen Bank hat sie sich niedergelassen, um noch ungestört die Abendluft zu genießen.

„Es scheint kühl zu werden, vom See her weht es kalt ... Hol' mir, bitte, einen Mantel, Lucie, aber schide nicht einen Diener nach oben, sondern — halt! — vielleicht ist es am besten, Du bringst mir Deinen, dann brauchst Du nicht über die Terrasse, und es fällt nicht auf.“

„Aber meinen schlechten Mantel —“

„Hol' ihn mir, mich fröstelt!“

Lucie bringt einen blauen Abendmantel und, während sie ihn der Fürstin umlegt, küßt sie deren eilig kalte Hand.

„Laß das nur, Lucie.“

Beide atmen die nimmerbar würzige Abendluft. Vom Schlosse klingt frohes Scherzen und Lachen herüber. „Kommt dort nicht der Graf B., die Kastanienallee entlang? Ich fürchte, daß wir hier doch noch gefört werden.“

Fräulein von Grabowsky weiß ganz genau, daß Graf B., eine feilere Haltung hat und bedeutend kleiner ist, als die heran kommende Gestalt.

„Ja, ich glaube — es scheint so —“ Die Fürstin weiß auch, daß dort van der Breden von der Terrasse zurückgeht, wohin er zur Vorstellung von dem anwesenden Generalintendanten befohlen war.

„Bitte doch einmal die Hofmeisterin her, mir fällt da ein — nein, bitte, geh rechts um das Bosquet, man könnte Dich sonst in Deinem hellen Kleid sehen, und ich will ungefört sein!“

Lucie kann dem Kommanden nicht entgehen, und um ihm etwas zurückzugeben, Gerate jetzt bleibt er auch stehen, vielleicht nimmt er einen andern Weg. Ihre Schritte verhallen auf dem Kies.

Schnell nähert sich der Künstler der Fürstin, die rasch den blauen Mantel so hoch wie möglich über das Kinn zieht.

„Morgen Abend, Geliebte,“ flüsterte er, nach der Aufführung in der Nacht am See, ich brenne darauf, Dich zu sprechen. Wir —“

Die Fürstin sitzt regungslos. Die nahe Stimme der Hofmeisterin erschreckt die Gestalt, die rasch im Laubengang verschwindet.

Mit einem schnellen Entschluß rollt die Fürstin den Mantel zusammen und schiebt ihn hinter die Bank zwischen dicke Epheuranken; dann geht sie der Kommanden entgegen.

Nach langer Warte das Licht in ihrem Schlafzimmer der Nacht nicht auslöschten und der Schatten ihrer elastischen Figur glitt häufig an den dichten Stores vorüber.

Die Vorstellung als Höhepunkt des Festes nimmt ihren Anfang. Die fürstlichen Gäste sind von den als Gondolieri verkleideten Dienern in den von Lampen beleuchteten Booten nach dem verankerten Fluß gerudert worden, von wo aus der Blick über die äußerst geschickt arrangirte Bühnen-Scenerie streift. Aus dem Gebüsch klingt die wunderbare Musik der Duettisten. Jetzt leuchten in den Baumtronken die elektrischen Lampen auf und werfen einen magischen Schein über die glänzenden Toiletten der illustren Gesellschaft. Aller Augen hängen mit unerbittlicher Bewunderung an der bezaubernden Gestalt der Fürstin, deren Formen in dem schweren, cremefarbenen Atlas und unter den kostbaren alten Spitzen in beredender Plastik herortreten. Ihr Kopf wendet sich nach dem dunklen Theile des Sees und dabei funtelt das Diadem von Diamanten, ein Hauptstück aus dem Familienschatz des fürstlich R. ... fischen Hauses in dem schweren Haar auf, das edle Profil hebt sich scharf, wie eine Geminne, vom düstern Hintergrunde ab und auf ihrer Wange blüht ein schmaler rother Fiedel, aber ihr Auge funtelt heller als die alten Diamanten.

Da — eine Märchenerscheinung! Von magischem Licht umflossen, fährt ein heraldisch geschmücktes Boot langsam heran, die jahren Schwäne begleiten es in stolzem Zuge und darin steht hochaufgerichtet die Gestalt Lohengrins. Jeder Zoll ein Ritter, ohne Maske und Schminke, das Auge träumerisch gesenkt, das stolze Haupt leicht zur Seite geneigt. Sanft klingt sein Schwänen-Dank über die dunkle Fluth, noch vom Graßtraum befangen.

Anten, hinter den Reihen des fürstlichen Parterres, schauen zwei blaue Mädchenaugen unverwandt auf die Helbengehalt und füllen sich langsam mit Thränen des Stolzes und der Liebe, und von oben glüht ein dunkles Augenpaar auf die über der Borzeit erscheinende blonde Reden gestalt in dem berzehrten Verlangen schon zu lange beherrschter Leidenschaft. Der Gesang des Helben rauscht, auf dem Traum erwachend, in den allgewaltigen Tönen des höchsten Menschenglieds. Eine brillantenschwere Hand preßt krampfhaft das feine Spikentuch zusammen.

Alle Erwartungen sind übertroffen, und als das Zauberschiff Lohengrins mit den Schwänen wieder in dem Dunkel der Nacht verschwinden ist, drängt Alles zum Handtuch nach dem Platz der Fürstin, Alles will danken für den zauberhaften Genuß. Doch die blei-

che Frau ist von Allen, was die letzten Tage gebracht, erschöpft, sie verlangt nach Ruhe, wenn auch nur eine Stunde, dann wird sie wieder ihre Pflichten übernehmen.

Die Hofmeisterin ist in Sorge. „Es ist nichts, liebe Rodoff, es geht bald vorüber. Nur einen Moment Erholung, es war zu viel. Aber, bitte, ganz unauffällig, hier hinten — auf meiner Lieblichkeitsbank. Lucie bleibt hier. Sagen Sie nur, die Reunion könne ihren Anfang nehmen.“

Die Hofmeisterin geht. „Liebte Lucie, eine kleine Erfrischung! Am besten, Du besorgst das in dem kleinen Salon und erwartest mich dort, ich komme in einer Minute.“

Fräulein von Grabowsky eilt, dem Befehl nachzukommen. Da erhebt sich die Fürstin, mit tastender Hand fährt sie in die Epheuranken und zieht Luciens Mantel hervor. Eine Bewegung, und er verhält sie vollständig. Die schweren Atlasfalten werden unter das schützende Dunkelblau gezogen. Noch einen Moment schwanzt sie, die Rechte preßt das zernittelte Spikentuch fest an das laut pochende Herz, dann eilt sie schnellen Schrittes den dunklen Gang hinab zum See. Dort löst sich eine dunkle Gestalt aus dem Schatten der Ulmen:

„Mein Lieb!“

„D, Du —“

Die Wellen schlagen träumerisch an den Kahn; die Weiden kispeln leise und im Röhrich rauscht es langsam. — * — * — *

Ehe die erlauchte Schaar der Gäste das gastfreundliche R. ... fische Gebiet verläßt, steht Allen noch eine Ueberrückung bevor.

Die schöne Fürstin hat die Werbung des alten, feinstreichen Fürsten J. erhört. Die Beglückwünschung erfolgt von den verschiedenen Seiten mit gemischten Gefühlen. Der Herzog zu U. hielt seine vortheilhafte Erziehung für weit mehr gehrenswerth als die des Fürsten J., und die Vereinerung der R. ... fischen weiten Besitzungen mit seinen allerdings bereits arg heruntergewirtschafteten Ländereien unter seiner Herzogskrone galt ihm bereits als ziemlich ausgemacht. Nun war ihm der nach aller Ansicht noch immer unterschätzte Reichthum zugleich mit der begehrtesten Schönheit entgangen. Fürst J. sprach vor Glück und seine dunklen, bligenden Augen kontrastieren mit der braunrothen Gesichtsfarbe eigenartig gegen das bereits stark gebleichte, aber noch immer dicke Haupthaar und den pfeilschwarzen martialischen Schnurrbart. Ein ungleiches, aber interessantes Paar.

„Warum verlassen denn die frischen Rosen auf Deinen Wangen, liebe Lucie? Du leidest unter einem verborgenen Kummer, auch ich Dein Glückwunsch nicht so herzlich, wie ich von meiner besten Freundin erwartet hätte.“

„Es ist nicht von Bedeutung, Durchlaucht, wenn ein armes Mädchen Kummer hat, und meine Gratulation war nicht weniger aufrichtig als die anderen — aber ... es zieht mich fort von hier —“

„Verstehe schon,“ sagt die Fürstin lächelnd, „ich verliere Dich sehr ungern, aber unter diesen Umständen — Graf B. hat Herrn van der Breden unter den glänzendsten Bedingungen für das kaiserliche Hoftheater verpflichtet und es zieht Dich natürlich in die Richtung ... Aber mach' doch ein glückliches Gesicht, Kleine, man könnte ja sonst kaum glauben, daß eine interessante Verlobung vor der Thür steht!“

Fräulein von Grabowsky erröthet nicht einmal.

„Wie werde ich Dich vermissen, Liebste, jetzt, wo ich aller lästigen, trockenen Geschäfte entbunden bin, für die ich ja auch gar nicht geschaffen war —“

„Dirre ich noch um Abschied um eine Gnade bitten?“

„Keine Sorge um Deine standesgemäße Aussteuer, Kind! Der Fürst interessiert sich besonders für Euch und — laß mich nur sorgen, das bin ich Dir schuldig.“

Aus Lucies Haltung ist alle Schlafheit gewichen; jetzt röhren sich ihre Wangen und aus ihren Augen fährt ein sonderbarer Blick auf ihre Gönnerin.

„Du gültig, aber vielleicht wüßte ich für eine solche Wohlthat nicht einmal Dank.“

Die Fürstin horcht erstaunt auf. „Meine Bitte bezieht sich auf etwas, worauf ich ein gewisses Recht habe,“ kintet es in holzem Tone.

Eine Handbewegung zum Weiterprechen.

Da zieht sie etwas Weißes, Zernittertes hervor, auf das sich die Augen der Fürstin mit starrm Ausdruck richten.

„Durchlaucht, ich bitte um ... dies Spikentuch!“

Luciens Blick durchbohren die Fürstin in vernichtendem Feuer, so daß diese betroffen zu Boden blickt.

Bei'm Heirathsvermittler. Herr: „Wie alt ist die Dame?“ Vermittler: „Zweieunddreißig Jahre,“ sagt sie.

Herr: „Wenn sie schon zweieunddreißig Jahre sagt, wie alt muß sie erst in Wirklichkeit sein?“

Auf der Treppe. Herr: „Ist der Herr Doktor zu Hause?“ Diener: „Das sehen Sie ja; ich trag' doch seine Schuße zum Schuhmacher!“

Die Hausdhuhe.

Stizze von B. Ritweger.

Gegen Abend hatte sie noch das letzte Stück der „großen Wäsche“ in den Schrant geräumt, dann für die Mahlzeit geforgt, wie stets; sie hatte vor dem Schlafengehen pünktlich wie immer die Wanduhr aufgezogen, hatte den Kaffee für den andern Morgen herausgegeben und dann war sie zur Ruhe gegangen. Sie wartete niemals auf ihren Mann. Er konnte das nicht leiden und hatte ihr's gleich in der ersten Zeit ihrer Ehe abgewöhnt, nur nun bald vierzig Jahren. Und ebenso lange hatte sie Abend für Abend allein gegessen. Kinder hatten sie nicht. Anfanglich hatte sie mitunter noch davor geträumt, daß es auch anders sein, daß er manchmal bei ihr sitzen und ihr etwas vorlesen könnte, aber nach und nach hatte sie sich daran gewöhnt. Andere Frauen entschädigten sich, indem sie auch fortliegen, zu den Nachbarinnen auf ein Schwätzchen, aber ihre Reigungen waren nun einmal auf's Häusliche gerichtet. Und er — ihr guter Mann — würde es auch so unbehaglich gefunden haben, wenn beim Nachhausekommen nicht die gewohnte Ordnung gekehrt hätte, die Stube hübsch aufgeräumt, die Hausdhuhe am gewohnten Platz und alles zurecht für's Schlafengehen. Das Glas Wasser auf dem Nachttischchen und was sonst noch zu seiner Bequemlichkeit gehörte. Solche peinliche Ordnung herrschte aber nur, wenn einer Frau sorgfames Auge liebevoll über allem wachte. Und so dachte sie jahraus jahrein nur daran, es dem Gatten recht behaglich zu machen, ihm jede Störung fern zu halten, und er — nun, er nahm's hin, als etwas ganz Selbstverständliches, ohne Dank.

Manchmal dachte sie, es müßte doch schön sein, wenn er's ihr einmal sagen würde, daß es ihm wohl sei in ihrer Obhut, daß es sich nicht besser wünschen könne. Aber das that er nicht. Von seiner Frau kann man doch Alles verlangen, nicht wahr?

Nur, wenn sie ihm einmal ein Lieblichkeitsgericht besonders wohlgeschmeckend bereitet hatte, strich er ihr vielleicht, wenn er vom Tische aufstand, über's Haar und brumnte: „Bist'n braves Weib, verstehst Deine Sach!“ Und dann wurde sie noch als alte Frau so roth vor Freude, wie damals, als er gefragt hatte, ob sie sein Weib werden wolle. In jener seligen Stunde hatte sie sich's freilich so anders gedacht — es hatte ihr gegeschien, als sollte jetzt das Leben erst beginnen, als solle — ja was denn? Man muß nicht zu viel verlangen, das hatte sie bald eingesehen und sich bescheiden gelernt. Und niemals hatte sie darüber geklagt, mit keinem Wort. Nur so innerlich berührt hatte sie sich oft gefühlt. Aber das war wohl ihre Schuld. Und nach und nach würde sie auch zufrieden und dankte täglich dem lieben Gott für das bescheidene Maß von Glück, welches ihr geworden. Hatte sie doch einen braven Mann! Auch noch an dem Abend, als sie die Wäsche in den Schrant geräumt hatte und die Uhr aufgezogen und den Kaffee herausgegeben und alles im Schlafzimer gerichtet, wie er's liebte, und als sie sich so todtschwach fühlte beim Zubettgehen, da war ihr letzter bewußter Gedanke: Gut, daß die Wäsche aus dem Wege ist — so kann ich mich recht kühlen ein paar Tage — er soll's gar nicht merken, daß ich nicht so frisch bin wie sonst. Er kann so 'ne Pimpelei gar nicht leiden. Aber er ist doch ein guter, braver Mann und ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß ich's so gut habe. Ach, aber warum ist er jetzt nicht bei Dir, jetzt, wo du so sterbensmüde bist — es wär' so schön, wenn er dir über den Scheitel striche und sagte: Bist'n braves Weib — verstehst Deine Sach! Ja, schön wär' das — aber — er ist ja nicht hier. —

Am andern Morgen war sie tod. So ganz still, wie es immer im Leben ihre Art gewesen, ohne irgend Jemand zu beunruhigen, war sie hinübergegangen in das unbekannte Land. In allen Schreden und bei aller Trauer empfindet das der alte Mann als Erleichterung. Denn er hat nur einmal Jemand sterben sehen, seine Mutter, und das ist ihm eine fürchterliche Erinnerung. Er hätte ja doch nichts ändern können. Herzschlag, sagt der Arzt — ein schöner Tod. Das sagen auch ihre friedlichen Züge. Und er überwindet sich, ihr, der Gattin seines Lebens seit fast vierzig Jahren, trotz seiner Abneigung gegen Tod, noch einmal über die grauen Haare zu streichen und dabei flüstert er: „Bist'n braves Weib gewesen.“ Und da ist's fast, als ob die Tote lächelte. Aber das ist natürlich Einbildung. — Und dann kommt der Leichenbestauer und die Todtenfrau und der Herr Pfarrer und die Nachbarn und sonstige Freunde. Und alle drücken ihm die Hand und belagen ihn, daß er die treue Gattin verloren hat und suchen ihn zu trösten.

Er flüßt eigentlich gar nichts, keinen besonderen Schmerz, nur ein unbehagliches Gefühl, als sei etwas nicht in Ordnung. Das Mädchen, ein ganz williges, brauchbares Geschöpf, giebt sich alle Mühe um den Haushalt und besorgt das Essen nicht übel. Essen muß man ja doch, bei aller Trauer. Sonst wird man krank.

Am Abend erfährt ihn eine sonderbare Anruhe. Ach ja, um die Zeit zieht er sonst die Stiefel an und geht in den Schwan und spielt sechsundschiezig mit

dem Sekretär und dem Rektor seit jodiel Jahren. Den Gang aufs Bureau hat er heute gar nicht so vermisst über dem ungewohnten Treiben, welches der Tod mit sich gebracht hat. Aber nun ist's so still und leer, es regt ihn ordentlich auf. Doch natürlich — in den Schwan zu gehen, das würde sich heute nicht schicken. Wenn sie noch reden könnte, so würde sie sagen: „Geh' nur, geh' — ich nehm' Dir's nicht übel.“ Aber sie — ja so — sie ist ja tod und deshalb geht es eben nicht. Bis sie beerdigt ist, muß er schon warten. Es ist eigentlich doch nicht rüch-sichswohl von ihr gewesen, von ihm wegzugehen, sie hätte doch Zeit gehabt — bis er — Ja, daran ist nun nichts mehr zu ändern. —

So bleibt er daheim, drei lange Tage, bis zur Beerdigung. Es ist alles sehr feierlich und die Theilnahme groß. So viele Kränze und Sträuße und von den Kollegen sogar einen Palmzweig mit einer langen Schleife und goldenen Franzosen dran. Wunder schön. Es hat ihm ordentlich über die Tage weggeholfen, all die Spenden zu betrachten und zu notiren, von wem sie gekommen, wegen des Dankes.

Das Geleit zum Grabe ist stattlich; man sieht, wie die stille Frau in allgemeiner Achtung gestanden hat, wenn sie auch nicht groß hinausgetreten ist aus ihren vier Wänden. Der Wittwer freut sich wirklich darüber und auch, daß der Geistliche ihr eine so schöne Rede hält und die glückliche Ehe des nun durch den Tod getrennten Paares preist. Ganz gerührt ist er von alledem. Heimwärts fährt er mit dem Herrn Pfarrer wieder in die Stadt bis vor sein Haus. Der Geistliche schüttelt ihm die Hand: „Gott tröste Sie und gebe Ihnen Kraft.“

So, das war das letzte. Gut, daß es überstanden ist. Von nun wird alles wieder im alten Geleise gehen. Morgen zur gewohnten Zeit auf's Bureau und Abends in den Schwan.

Mit schweren klapfenden Schritten steigt er die Treppe hinauf, kintet er die Thür zur Wohnstube auf. Nun zuerst die Stiefel herunter — ach, das thut wohl. Zu Hause kann er nun mal nicht eine Minute in Stiefeln sein. Und nun die Hausdhuhe. Ja, wo sind sie? Nicht am gewohnten Platz — zum ersten Mal seit fast vierzig Jahren. —

Und da mit einem Mal schluchzt er auf und Thränen rollen ihm über die Wangen und er weiß es nun: es wird niemals wieder im alten Geleise gehen — niemals — niemals wieder. Und zum ersten Mal kommt ihm eine Ahnung, daß die stille Frau, die nun in der Erde ruht, deren ganzes Dasein in der Sorge um sein Begehen aufgegangen ist, wohl ein anderes Glück verdient hätte, als er ihr gegeben hat.

Paradies = Pudding. Ein halbes Pfund bestes Rindmierenfett ohne alle Hüte schneidet man so fein wie möglich, fügt ein halbes Pfund geriebene Semmel, 6 Unzen klaren Zucker, etwas Salz und geriebene Mastnathun, den Saft einer ganzen, die feingewiegte Schale einer halben Citrone und 12 große geschälte und in feine Würfel geschnittene Äpfel hinzu. Nachdem man alles gut durchgemischt hat, giebt man noch 8 zerquirte Eier und 4 Eßlöffel feinsten Rum dazu, und füllt den Puddingteig in eine Form, über die man ein mit Mehl bestäubtes Tuch bindet. Dann kocht man den Pudding im Wasserbade drei Stunden und bereitet noch vor dem Stürzen einige Vanillensauce, mit der man ihn übergießt.

Strasburger Kartoffelseln. Man dünstet in 1 Pfund Butter zwei feingehackte Zwiebeln, ohne daß sie sich bräunen, schwitz 2 Eßlöffel Mehl in dieser Masse und verkocht dann ein Pint Sahne und ebensoviele Kalbsbrühe damit. Die Einbrenne wird zuletzt mit Salz, weißem Pfeffer und durchgeseihter Heringsmilch gewürzt. Mit dieser Sauce vermischt man 2 Pint frisch abgekochte, in Scheiben geschnittene Kartoffeln und zwei würfelig geschnittene Heringe, die man zuvor ausgegärtet und in Milch gelegt hat. Die ganze Masse wird in eine Schüssel geschüttet, die einen Teigrand erhält. Man bestreut das Gericht mit geriebenen Parmesankäse und geriebenen Semmel und beträufelt es mit Butter. Bei mäßiger Hitze läßt man es eine gute Stunde im Ofen backen. Als Beilage dienen Hammel- oder Beefsteaks.

Kartoffelstücken. In kochende Milch schüttet man rohe Kartoffelstücke (eine recht mehligte Sorte) und kocht sie weich, dann zerstampf man sie mit etwas Salz zu Brei und giebt so viel Weizenmehl daran, als die Masse annimmt. Hierauf rührt man mit einem in heißes Wasser getauchten Zinnlöffel große Klöße oder Nodden davon ab, die man in kochendem Rindenschmalz einige Male aufwallen läßt. Auf einer Schüssel hochgeschichtet, werden sie mit Zucker und Zimmt aufgegeben.

Kartoffelstücken. In kochende Milch schüttet man rohe Kartoffelstücke (eine recht mehligte Sorte) und kocht sie weich, dann zerstampf man sie mit etwas Salz zu Brei und giebt so viel Weizenmehl daran, als die Masse annimmt. Hierauf rührt man mit einem in heißes Wasser getauchten Zinnlöffel große Klöße oder Nodden davon ab, die man in kochendem Rindenschmalz einige Male aufwallen läßt. Auf einer Schüssel hochgeschichtet, werden sie mit Zucker und Zimmt aufgegeben.

Kartoffelstücken. In kochende Milch schüttet man rohe Kartoffelstücke (eine recht mehligte Sorte) und kocht sie weich, dann zerstampf man sie mit etwas Salz zu Brei und giebt so viel Weizenmehl daran, als die Masse annimmt. Hierauf rührt man mit einem in heißes Wasser getauchten Zinnlöffel große Klöße oder Nodden davon ab, die man in kochendem Rindenschmalz einige Male aufwallen läßt. Auf einer Schüssel hochgeschichtet, werden sie mit Zucker und Zimmt aufgegeben.

Kartoffelstücken. In kochende Milch schüttet man rohe Kartoffelstücke (eine recht mehligte Sorte) und kocht sie weich, dann zerstampf man sie mit etwas Salz zu Brei und giebt so viel Weizenmehl daran, als die Masse annimmt. Hierauf rührt man mit einem in heißes Wasser getauchten Zinnlöffel große Klöße oder Nodden davon ab, die man in kochendem Rindenschmalz einige Male aufwallen läßt. Auf einer Schüssel hochgeschichtet, werden sie mit Zucker und Zimmt aufgegeben.

Kartoffelstücken. In kochende Milch schüttet man rohe Kartoffelstücke (eine recht mehligte Sorte) und kocht sie weich, dann zerstampf man sie mit etwas Salz zu Brei und giebt so viel Weizenmehl daran, als die Masse annimmt. Hierauf rührt man mit einem in heißes Wasser getauchten Zinnlöffel große Klöße oder Nodden davon ab, die man in kochendem Rindenschmalz einige Male aufwallen läßt. Auf einer Schüssel hochgeschichtet, werden sie mit Zucker und Zimmt aufgegeben.

Kartoffelstücken. In kochende Milch schüttet man rohe Kartoffelstücke (eine recht mehligte Sorte) und kocht sie weich, dann zerstampf man sie mit etwas Salz zu Brei und giebt so viel Weizenmehl daran, als die Masse annimmt. Hierauf rührt man mit einem in heißes Wasser getauchten Zinnlöffel große Klöße oder Nodden davon ab, die man in kochendem Rindenschmalz einige Male aufwallen läßt. Auf einer Schüssel hochgeschichtet, werden sie mit Zucker und Zimmt aufgegeben.

Kartoffelstücken. In kochende Milch schüttet man rohe Kartoffelstücke (eine recht mehligte Sorte) und kocht sie weich, dann zerstampf man sie mit etwas Salz zu Brei und giebt so viel Weizenmehl daran, als die Masse annimmt. Hierauf rührt man mit einem in heißes Wasser getauchten Zinnlöffel große Klöße oder Nodden davon ab, die man in kochendem Rindenschmalz einige Male aufwallen läßt. Auf einer Schüssel hochgeschichtet, werden sie mit Zucker und Zimmt aufgegeben.

Kartoffelstücken. In kochende Milch schüttet man rohe Kartoffelstücke (eine recht mehligte Sorte) und kocht sie weich, dann zerstampf man sie mit etwas Salz zu Brei und giebt so viel Weizenmehl daran, als die Masse annimmt. Hierauf rührt man mit einem in heißes Wasser getauchten Zinnlöffel große Klöße oder Nodden davon ab, die man in kochendem Rindenschmalz einige Male aufwallen läßt. Auf einer Schüssel hochgeschichtet, werden sie mit Zucker und Zimmt aufgegeben.